



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein neues Buch von Fritz Reuter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lich antiösterreichisch gemacht. Es weiß, daß ihm von Oestreich noch niemals etwas Gutes gebracht worden ist. Hat doch Hassenpflug für seine der östreichischen Politik geleisteten guten Dienste das Großkreuz des Stephansordens erhalten.

Soeben erfahre ich noch, daß den Ständen in der heutigen Sitzung das Budget vorgelegt worden ist. Auch eine theilweise Erledigung des Detkerschen Antrags wird zugesichert; desgleichen eine Vorlage wegen des Baues der Hanau-Bebra-Eisenbahn.

Die Offiziere wurden heute benachrichtigt, daß Haynau den Hauptmann Dörr gefordert, dieser aber (natürlich) die Forderung nicht angenommen habe.

Haynau ist (in Folge dessen) zur heutigen Tafel befohlen.

Die Tragödie von 1850 beginnt von Neuem. Auch ohne prophetische Gabe läßt sich dieses mit Bestimmtheit vorhersagen. Die große Mehrheit der Offiziere betrachtet die Sache mit nichten als erledigt. Haynau, v. Ende und noch zwei seiner Anhänger, lauter höhere Offiziere, sind aus dem Militärcasino ausgetreten, — weil Hauptmann Dörr Mitglied ist. Von den übrigen Offizieren ist bis jetzt keiner gefolgt. Auch ein Zeichen der Zeit.

Ceterum censeo — — —

Ein neues Buch von Fritz Reuter.

Alle Kamellen von Fritz Reuter. Zweiter Theil. Ut mine Festungstid: Wisamar und Ludwigslust. Verlag der Hinstorffschen Buchhandlung. 1862.

„Was so'n Mensch alles erleben thut“, sagte Vater Rickert — damals lebt' er noch — als sein Johann vom Wallfischfang zurückgekommen war und nun Abends beim Dunkelwerden von Eisbergen und Eisbären erzählte. —

„Was so'n Mensch alles erleben thut“, sagte der alte Schulz Papentin, als er des Abends mit dem alten Baumgarten aus dem Krug nach Hause ging, wo Friedrich Schulz von der Schlacht bei Leipzig erzählt hatte. „Unsereins kann siebzig Jahr alt werden, aber erleben thut er nichts.“ — „Du hast recht, Vater“, sagte Baumgarten. Ich aber sage: der Schulz hat Unrecht. So egal und so sacht fließt kein Lebenslauf, daß er nicht einmal gegen einen Damm stieße und sich im Kreisel drehte, oder daß ihm die Menschen Steine ins klare

Wasser würgen. Nein, passiren thut jedem etwas, und jedem passiert auch was Merkwürdiges, und wenn sein Lebenslauf auch ganz abgedämmt wird, daß aus dem lebendigen Strom ein stiller See wird; er muß nur dafür sorgen, daß sein Wasser klar bleibt, daß Himmel und Erde sich in ihm spiegeln können."

Mit diesen Worten beginnt der liebenswürdige niederdeutsche Humorist, den wir den ersten jetzt lebenden Meister seiner Art in Deutschland nennen möchten, die Mittheilungen aus dem zweiten Abschnitt seines Lebens, aus der düstern Zeit, wo die damals in Preußen herrschenden Demagogenjäger wie andern braven Jungen, welche nichts verbrochen, als ein wenig für die Zukunft geschwärmt, die jetzt Gegenwart ist, auch ihm mit kalter Faust an's warme Leben griffen. Sieben Jahre saß er auf verschiedenen Festungen. Sieben Jahre lang „war sein Lebenslauf zu solch einem See aufgestaut, und wenn sein Wasser auch nicht ganz ruhig war und ab und zu wilde Wellen schlug, so gab es doch auch Zeiten, wo sich Himmel und Erde in ihm spiegeln konnten."

Von solchen heitern Zeiten erzählt das Buch vorzugsweise. Nur hier und da tritt der dunkle Hintergrund des Kerkerlebens in seiner ganzen grausamen Schwärze hervor, und wir sehen jenen wilden Wellenschlag des gemißhandelten Gefühls. So namentlich im ersten und zweiten sowie im dritten Abschnitt, wo die Erlebnisse auf den Festungen G(logau) und M(agdeburg) und die greuelhafte, die unerhört niederträchtige Weise geschildert sind, auf welche der gefangne Burschenschaftler in der Berliner Hausvogtei von Dambachs Bestialität gepeinigt wurde. In den übrigen Stücken erscheint der dunkle Grund dieses Lebensabschnitts unsres Dichters fast nur als Folie zu den Spiegelbildern, welche Himmel und Erde in sein trotz alledem klar gebliebenes Wasser werfen, der Himmel, den ein edles Menschenherz überall mit sich hinträgt, die Erde, die auch hinter eisernen Gardinen Sonnenschein und Blumen hat. Geistige Freiheit hebt über die Erinnerung an die leibliche Unfreiheit hinaus, wie sie früher allmählig die Schwermuth des Kerkers besiegte, und eine sonnige Seele scheint hell hinaus in Noth und Nacht.

Alle Schönheiten, welche der erste Theil der „Alle Kamellen“ zeigte, erfreuen uns auch hier. Ueberall dasselbe gute Auge für die äußern und innern Vorgänge im Menschenleben, dasselbe warme Herz, dasselbe tiefe Gemüth, dasselbe Wohlgefallen an der Realität. Durchgehends geistige Gesundheit, Kraft plastischer Gestaltung und jener köstliche Humor, der alle Seiten seines Instruments, die derbern wie die zartern, mit gleicher Leichtigkeit und gleichem Behagen rührt. Wohin wir auch geführt werden, allenthalben ist's greifbare Wirklichkeit, die uns umgibt. Alle Personen, die an uns vorübergehen, sind Menschen von Fleisch und Blut mit deutlich ausgeprägten Gesichtszügen und realstem Gebahren. So Vater Kähler, der Schließer, und

der Unteroffizier Altmann, so der Herr Postcommissarius mit seinem General Kalkreuth, der edle Oberst B. und Graf G. „de irste Menschenhinner in M.“ So die kleine Colonie der Mitgefangnen, wie wunderliche Käuze auch darunter sind. So auch der Plazmajor, dem „die Fliegen seinen rothen Kragen wegfressen“ — eine Geschichte, die wir als Probe aus dieser Reihenfolge hochkomischer Bilder auf tragischem Grunde herausgreifen.

Der Gefangene legte sich auf der Festung M. eine Zeit lang aufs Malen, besonders auf Portraits. Er erzählt:

„Mein alter Freund Gr. mußte zuerst dran. Ich habe ihn von rechts und von links, von vorn und von hinten gemalt, mit Bleistift und schwarzer Kreide und auch bunt, dann einmal mit einem blauen Hintergrund, dann einmal ganz in Wolken und einmal wieder mit einem prachtvollen rosenrothen Schein, wie wenn des Abends die Sonne untergeht. Dies Stück hatte mir viel Mühe gekostet, und als es fertig war, sah es gar nicht danach aus.

Als Gr. vollständig ausgenutzt war, kam der Herr Inspector an die Reihe. Das Bild sollte für seine Braut, ich mußte ihn also ein bißchen verschönern, und er mußte auch ein bißchen freundlich aussehen. Schwer ist mir's geworden, aber zurecht hab' ich's doch gekriegt. Zum Glück hatte er eine etwas lange Nase, und als ich die gefaßt hatte, dann mußte alles das Andere nach, es mochte wollen oder nicht. — Aber die Freundlichkeit und das liebliche Aussehen? Auch damit kam ich zu Stande; ich knipp ihm die Augen ein wenig zusammen, machte ihm auf die Backen eine kleine Anschwellung, zog den Mund an den beiden Enden ein Viertelzoll in die Höhe und machte ihm da ein paar richtige Falten, daß er ausah wie ein Knopfloch, welches ein tüchtiger Schneider links und rechts gut umstochen hat.

Dieses Bild brachte mir viel Ehre ein. Der Inspector wies es in seiner Herzensfreude bei allen meinen Kameraden herum, und nun wollte jeder von mir gemalt sein. Mit allerlei Künsten wurde der Inspector dazu gebracht, daß er die einzelnen Freunde von mir zu uns hereinließ. Meine Malerwerkstatt war ebenso gut wie jede andere. Das Licht fiel schön von oben herab und war das kühlste Nordlicht, was sich ein Maler wünschen kann. Aber außerdem hatte ich noch einen großen Vortheil vor meinen andern Malercollegen voraus: die Leute, die mir saßen, waren das Sigen gewohnt, sie konnten es auf die Länge aushalten, und wenn ich meinen Tisch ihnen ein bißchen knapp auf den Leib schob und Gr's. Stuhl bis auf einen halben Fuß an sie heranrückte, dann saßen sie wie in einem Schraubstock, und eschappiren konnten sie nicht, aushalten mußten sie, denn die Thür war zugeschlossen.

Hier muß ich aber eingestehen, daß ich mich in dieser Zeit sehr gegen das Ebenbild Gottes veründigt habe. Ich habe Gesichter gemalt, die es niemals

gegeben hat und auch niemals nicht geben kann, und das mit Couleuren, die sonst auf der Welt nicht vorkommen. Mit den Schwarzköpfen wurde ich so ziemlich fertig, aber wenn so'n Flachskopf mit unterlies, so war's schlimm. Ich hatte mir's leider Gottes angewöhnt, die Flachshaare mit Grün zu schattiren, und da ich nun auch die dämliche Mode an mir hatte, im Gesicht ein bischen stark mit Rothstein herumzuarbeiten, so sahen meine Flachshaarigen Bilder von fern ganz wie 'ne Ananas aus, zumal wenn nach unten hin ein grüner Rock kam.

Meine Bilder wurden nun meistens zu Geburtstagen und Weihnachten an die alten Eltern und an Schwestern und Brüder geschickt, und wenn welche von ihnen noch leben sollten, so will ich bei dieser Gelegenheit um Verzeihung gebeten haben, wenn ich ihnen an solchen Feiertagen einen Schreck eingejagt habe über das Aussehen ihrer lieben Verwandten. Mein alter Vater wenigstens schrieb mir, als ich ihm mein eignes ungeheuer ähnliches Porträt zuschickte, er wäre sehr erschrocken, und ich müßte mich greulich verändert haben.

Das mochte aber nun Alles sein, wie es wollte, dies war doch der Anfang dazu, daß wir einander besuchen konnten, und wenn D. (der Schließer) auch ein sehr schiefes Gesicht dazu machte und manchen Niegel dazwischen schob, so wurde er doch dann und wann durch ein Pfund Tabak schmeidiger, und als ich ihn zuletzt gar dabei attrapirte, wie er meinem Freund G. heimlich über seine Cigarren ging, die ihm ein guter Freund aus Lübeck geschickt hatte, und als sich zuletzt der Herr Plazmajor selbst von mir malen ließ, da war sein Regiment gebrochen, und er ging auf den langen Corridors herum wie ein Cherub, der seinen flammenden Degen in die Scheide gesteckt hat, weil er sich daran das Gefieder versengt hat.

Das Abporträtiren des Herrn Plazmajors war eigentlich in dieser Hinsicht mein Glanzpunkt in M. Ich wurde aus meinem Loch in die Stube des Herrn Inspectors hinunter genöthigt, denn hier sollte die große That geschehen. Ich kam nun mit meinem Malergeschirr an. Ich hatte einen Bogen ausgespannt, der einen sehr schönen grünlichen Schein hatte, und alle meine Stifte waren scharf. Aber als ich in die Stube kam, erschrak ich; denn mein schönes Oberlicht, woran ich gewöhnt war, gab's hier nicht, die Stube hatte ein großes natürliches Fenster. Ich fing nun damit an, daß ich mit dem Herrn Plazmajor in allen Ecken herumexercirte, um das rechte Licht zu finden. Aber es wollte sich nicht machen, bis zuletzt die Bettdecke des Inspectors unten am Fenster festgesteckt wurde. Unglücklicher Weise war der Herr Plazmajor ein Flachskopf und hatte keine Augenbrauen, und ich Unglückswurm hatte es an der Mode, mit den Augenbrauen anzufangen. Was nun? Sonst malte ich zuerst ein paar Augenbrauen hin und ließ die Nase, so lang oder so kurz sie just war, darunter hinbaumeln. Aber was nun? Er hatte keine Augenbrauen

und ich keinen Anfang, und seine Nase war für einen Maler auch nur so so. Ich hatte mich an die Sache gewagt, aber ich war ganz aus der Nichte. Anfangen mußte ich, und mit was Haarigem muß' ich anfangen, das hatte ich mir zu stark angewöhnt; ich fing also mit dem Schnurrbart an.

Das ist mir nicht leid geworden, und wenn einer von meinen Malercollegen 'mal in so 'ne Lage kommen sollte, so kann er mir dreist folgen; denn es währte gar nicht lange, so sagte der Inspector, der mir immer über die Schultern guckte, das Bild würde sehr ähnlich, und der Mann wußte darin Bescheid und hatte Einsicht in die Sache; denn er hatte mir gar oft zugeguckt und hatte sein Urtheil an meinen Arbeiten ausgebildet.

Währ' auch nicht lange, so war das Gesicht fertig, sehr schön, blos mit ein Bißchen grünlichem Schein, woran das grüne Papier Schuld sein konnte. Nun kam aber die Uniform, blau mit einem rothen Kragen und dann die goldnen Epauletten und die blanken Knöpfe. Wer das sein Lebtag noch nicht gemacht hat, der wird dabei höllisch in Verlegenheit sein. So ging mir das denn nun auch, aber ich hatte Berlinerblau und Zinnober und Chromgelb in meinem Kasten, ich ging also flott drauß, und weil ich einmal gelesen hatte: Beiwerke beim Porträt müssen mit einer gewissen flüchtigen Genialität behandelt werden, so that ich das denn auch. Flüchtig genug war's, aber mit der Genialität blieb ich vollständig hängen, denn als ich damit durch war, sagten sie alle beide, der Inspector und der Plazmajor: Ne, das wäre niz! Mit dem berlinerblauen Rock ging's zur Noth, aber die Epauletten und die Knöpfe sähen ja aus, als ob sie sieben Jahr nicht gepußt worden, und der Kragen wäre ja kein Plazmajorkragen, sondern nur ein ganz gewöhnlicher preußischer Postmeisterkragen. — Das ärgerte mich zwar niederträchtig, aber es war richtig, ein Bißchen gelblich sah er aus; denn mit dem Zinnober war ich augenscheinlich angeführt, es war eitel rother Mennig, und ich hatte wieder mit dem infamen Nothstein in dem Schatten herumgefuhrt.

Ich hatte indeß so viel von der Malerkunst gelernt, daß ich mich nicht verblüffen ließ, und daß ich sagte, ich wolle das Bild mit mir nehmen und nach ein paar Tagen wollten wir uns widersprechen. Und nun setzte ich mich von einem Licht ins andere und pußte dem Herrn Plazmajor seine Epauletten und Knöpfe blank, bis es zulezt Gr. dauerte und er mir sagte, nun wären sie blank genug. Aber der Kragen! Noch diese Stunde, wenn ich so 'nen preußischen Infanteriekragen sehe, fallen mir alle meine Sünden bei; es wurde nichts und wollte nichts werden. Zulezt schlug sich der Zufall ins Mittel. Gr.'s Kanarienvogel sprigte mir einen Tropfen Wasser auf den Kragen, und auf diesem Fleck wurde er schön scharlachfarben. Wenn du ihn so mit 'ner Art Firniß anstrichst, dachte ich. Aber nein, der Firniß ist zu ölig, das könnte aussehen wie ein richtiger Fettsleck. Mit Gummi arabicum?

Den hatt' ich aber nicht zur Hand. Ich sann und sann und versiel zuletzt auf Zucker. Das geht! Ich löste mir also ein paar Stücken Zucker in Wasser auf und fing dann sauber an, die Sache erst an den Ranten mit einem Pinsel zu probiren. Wunderschön! Ich strich dreist weiter, und es dauerte nicht lange, so war mein Kragen so, daß jeder Capitain d'Armes ihn für einen richtigen preußischen Soldatenkragen angesehen hätte.

Gr. sagte freilich, der Kragen wäre zu blank gegen die andere Malerei, aber was verstand Gr. von der Kunst. Ich stellte meinen Plazmajor auf den Tisch, legte mich auf mein Bett und guckte ihn bis Abends Glock neune an, bis die Schildwache „Nicht aus!“ rief; 's ist möglich, daß Rafael seine Madonna, wie sie fertig war, auch lange angeguckt hat, aber so verliebt ist er, glaub' ich, nicht in sie gewesen, wie ich in den Herrn Plazmajor. Ich lag noch lange und konnte vor Freude nicht schlafen. Ein preußischer Offizier in voller Uniform, das will was sagen, meine Herrn! Zuletzt schlief ich ein, schlief aber auch bis in den hellen Tag hinein.

Und als ich aufwachte — Gott im hohen Himmel! — Gr. hatte diesmal nicht als Freund gegen mich gehandelt, er hätte es hindern können — da waren tausend Fliegen dabei und verzehrten den Kragen des Herrn Plazmajors und hatten auch mit dazwischen gemalt und lauter kleine schwarze Punkte in meine schönsten Lichter gesetzt.

So was nenn' ich ein Malheur. — Und was nun? — das Einzige war, ich mußte ihn von frischem wieder überlackiren und die Fliegen abwehren; bis er aus meinen Händen war. Das geschah denn nun auch bald; ich war meine Arbeit los. Was aber die Frau Plazmajorin zu der Aehnlichkeit gesagt hat, und ob der Herr Plazmajor sich mir zum Andenken in seiner Dienstwohnung aufgehängt hat, hab' ich mein Lebtag nicht zu wissen gekriegt.“ —

Mit demselben behaglichen Eingehen auf das Detail sind die übrigen Erlebnisse in M. ausgemalt, und in gleicher Weise schildert der Verfasser sein Leben auf der Festung Gr. (audenz). Zunächst die Reise von Berlin dahin und die Figuren der beiden Gensdarmen, die ihn begleiteten, dann die Offiziere der Festung, mit denen er in Berührung kam, besonders den alten braven Commandanten, endlich die wunderliche Gesellschaft der Mitgefangnen und deren Verhältniß zu andern Bewohnern von Gr., namentlich zum schönen Geschlecht. Jenes Behagen am Ausmalen des Kleinen und Einzelnen geht hier an einigen Stellen bis an die Grenze des Erlaubten, vielleicht sogar darüber hinaus, und man möchte die betreffende Geschichte sich etwas rascher entwickeln sehen. Im Uebrigen aber ist gerade dieser Theil des Buchs am reichsten an komischen Charakteren und Situationen. Wie lebendig sind die Aufferer geschildert: der Unteroffizier Bartels mit seinem unaufhörlichen „das muß ich mellen“, und der gutherzige unbehülfliche Lewandowsky, wie erquicklich die Mischung von militärischer

Strammheit und warmer Menschlichkeit im Bilde des Generals L., wie ergötzlich die „Collegen“ in der Kasematte, deren kleine Freuden und Leiden, deren Thorheiten und Leidenschaften!

Es ist viel gesagt, aber wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir den Capitän, die Hauptfigur dieser Capitel, für eine Gestalt erklären, wie sie so urkomisch seit dem Don Quixote kaum wieder dagewesen ist. In der That ein prächtiger Bursch, dieses große Kind mit seinem hochdeutschen Pathos, seinem liebebedürftigen Herzen und seinem gewaltigen Schnurrbart, der ihm „gelb und unschuldig über seine beiden Lippen hängt, wie ein neues Strohdach über die beiden halben Thüren eines Rathens, in dem Zufriedenheit und Gutmüthigkeit wohnen“. Ein köstliches Kerlchen dann der kleine gelbe Kopernikus, sein siegreicher Nebenbuhler und Widerpart in der Liebesgeschichte mit Aurelia, der Proviantmeisterstochter. Und nicht weniger glänzt der Humor des Verfassers in den andern Porträts: dem langen poetischen Don Juan, der allen Schürzen der Festung nachstellt, dem runden, würdevollen, salbungreichen und ökonomischen Erzbischof, dem unpraktischen Franzosen, der Bäckerfrau, auf die der Erzbischof ein Auge geworfen, und wie sie Alle heißen mögen. Keine Scene in den beiden Romanen, welche der Capitän aufführt, die uns nicht zu herzlichem Gelächter nöthigte. Bald ist's ein stilles Lächeln, wie bei dem großen Tag, wo der Capitän über sich und den Kopernikus Gericht halten läßt und zuletzt seiner Liebe feierlich entsagt, bald ein baucherschütterndes Lachen wie bei der Milchkur und deren Uebergang in eine Butter- und Käsewirthschaft aus Liebe.

So spinnt sich durch mancherlei anmuthige Zwischenfälle, in denen weiße Mäuse, Posaunenengel und dergleichen mehr die meist derbe bisweilen an Karrikaturalerei streifende Komik der Scene erhöhen helfen, die Geschichte bis zu dem großen Moment fort, wo der glückliche Kopernikus seiner Aurelia auf einem Kirchgang seine Gefühle ausführlich gestehen kann. Er macht seine Erklärung „im Herzen die frische Liebe, unterm Arm einen geräucherten Schinken“, mit dessen Verspeisung sich nachher der alte gute närrische Capitän seinen Liebeskummer vertreibt. Feierliche Verlobung mit Elternsegen, großes Hurrah der Freunde und schließlich fröhliche Kneiperei. Dann bald nachher Abschied von Gr. und Versezung von da nach der mecklenburgischen Festung Dömitz, wo im Commandanten und dem Leutnant, der das N nicht mehr aussprechen kann, wieder ein paar ergötzliche Naturen der besten Art auftreten. Endlich — endlich die Freiheit!

Der Schluß ist ein melancholischer Blick des Freigegebenen in die Zukunft. So lustig er im Ganzen jetzt von seiner Haft zu berichten weiß, damals lag sie ihm „schwer wie ein Centnerstein auf dem Herzen. In diesen Jahren war nichts geschehen, mir vorwärts zu helfen in der Welt, und was sie mir möglicher Weise genutzt haben, das lag tief unten im Herzen begraben unter Haß

und Fluch und Greuel. Ich mochte nicht daran rühren. Es war, als sollte ich Gräber aufreißen und meinen Spaß mit Todtengebeinen treiben.“

Neuters gute Natur hat dies überwunden. Selbst sein Unglück ist zum Gewinn für ihn und uns geworden. Wir sehen, wenn wir sein Buch lesen, allerdings in ein Grab und eine schmachvoll gemordete Jugend darin, aber über dem Tode schwebt, die düstere Erscheinung verklärend, sie mit Blumen verhüllend, Haß und Fluch versöhnend, der ewig heitere Genius des Humors, und statt zu trauern freuen wir uns der Fügung, die den Dichter auf diesem Wege für sein Volk erzog.

Mac Clellan und die Potomac-Armee.

3. Die Schlachten vor Richmond.

Wir haben die Armee Mac Clellans am Chitahominy, fünf englische Meilen von Richmond verlassen, und zwar in ziemlich unbequemer Lage, einem täglich sich verstärkenden Feinde gegenüber und ohne Hoffnung, selbst bedeutende Verstärkung zu erhalten. Im Folgenden lassen wir unsern Verfasser die Folgen dieser Verhältnisse erzählen:

„Wenn wir nur angegriffen werden und eine Defensivschlacht liefern könnten,“ hörte ich mehrmals sagen, „so würde das der halbe Sieg sein.“ Man bekam, was man wünschte. Es war der Feind, der zuerst angriff. Am 31. Mai machte er aller Ungewißheit ein Ende, indem er sich mit seinen gesammten Streitkräften auf die Potomac-Armee stürzte. Der blutige Zusammenstoß, welcher am Abend dieses Tages und am Morgen des nächsten stattfand, hat den Namen der Schlacht bei Fair Oaks erhalten.

Im Augenblick dieses Angriffs nahm die Bundesarmee eine Stellung von der Gestalt eines V ein. Die Basis des V ist die Bottom-Bridge, wo die Eisenbahn den Chitahominy überschreitet. Der linke Schenkel streckt sich nach Richmond mit der Eisenbahn und der Straße von dieser Stadt nach Williamsburg. Hier befand sich der linke Flügel, in vier Divisionen formirt, die staffelförmig hinter einander aufgestellt waren und zwischen den Stationen Fair Oaks und Savage in dem Walde zu beiden Seiten der Straße